L. germ.
238

O 6 559 1

O^6 559^1

Schocher

L. germ. ~~134~~
238.

Ling. German.
Orthogr.
Pg. 1075.

Rechtfertigung der Schreibart, Teutsch,

von

Christian Gotthold Schocher,

Magister der Philosophie und Privatlehrer zu Leipzig.

Leipzig, 1793.

in Commission bey Aug. Lebr. Reinicke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem

Hochwohlgebohrnen

Herrn,

Herrn Christoph Gottlob von Burgsdorf,

Hochverdienten Präsidenten des Oberconsistoriums und Kirchenrathes zu Dresden, wie auch Sr. Churfürstl. Durchlaucht zu Sachsen Kammerherrn rc.

gewidmet

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorrede.

Da ich, mich einem gelehrten Publico je eher, je lieber bekannt zu machen, wünsche, diß aber durch die Declamation, als eine neuhervorgehende, und noch gar zu unbekannte Kunst, nicht so leicht geschehen kann: so werden mir meine Herren Pränumeranten gütigst erlauben, daß ich, eh ich noch mit der Declamation selbst erscheine, gegenwärtige, grammatische Abhandlung voraus schicken darf.

Sollte diese Arbeit, welche jeden Gelehrten angeht, mit Zufriedenheit aufgenommen werden: so wäre meine Absicht

schon halb erreicht, und ich würde mit Zuversicht hoffen können, daß es mir mit der Declamation, die nothwendig einen Grammatiker voraussetzt, wohl schwerlich misglücken könnte.

Man erlaube mir indessen, auch diese Gelegenheit zu benutzen, und etwas von der Entstehung, sowohl als der Gewißheit meiner neuen Methode, die Declamation (Beredsamkeit) anschaunlich zu lehren, in dieser Vorrede sagen zu dürfen.

Gellert und Lessing wünschten beyde so oft, daß man doch ein Mittel finden möchte, die Declamation anschaunlich zu lehren, und es leben noch hier und da Freunde dieser großen Männer, die es aus ihrem eignen Munde, und letztern, Lessingen, mehr als einmal sagen hörten, er wünschte sehr, daß man es mit der Zeichnung der Declamation doch wenigstens so weit bringen möchte, als es der Tanzmeister, einen Tanz zu zeichnen, be-

reits gebracht hätte. Hiermit nun meynte er, (und nicht ganz unrichtig) daß die Declamation ebenfalls ihre Gänge, Schritte und Beugungen habe, und vielleicht eben so, wie die Tanzkunst, zu zeichnen wäre.

Indessen ist doch ein großer Unterschied zwischen der Declamation und Tanzkunst; diese braucht nur Schritte, Gänge und Beugungen, kurz, blos in die Sinne fallende, schon bekannte Dinge zu bezeichnen: jene aber muß nicht allein unbekannte Schritte, Gänge und Beugungen, sondern auch dunkle Töne und jede Art derselben (der vielen andern Nebendinge nicht zu gedenken, die, wie das übrige alle, als neu hervorgehende, noch ungesehene Dinge versinnlichet werden müssen) deutlich festsetzen und bestimmen, so daß der Verstand nun eben so deutlich durch das Auge empfängt, was er nur durch das Ohr zu vernehmen gewohnt war, und

welches nicht viel leichter ist, als die Erfindung der Kunst, seine Gedanken, statt der Töne und Laute, durch Bilder auszudrücken; kurz, der Feder eine Zunge zu geben.

Warum aber mögen nun wohl diese beyden Gelehrten für die Declamation so etwas gewünscht haben? Ganz gewiß, weil sie ihren Gefühlen nicht trauen, sich an keine Regel halten, der Rede keinen festen, bestimmten Ton, und überhaupt keinen solchen Gang geben konnten, wo ein jeder Fußtritt bezeichnet, und jeder Gedanke, jedes Glied, jeder Satz, als bestimmter Theil eines Ganzen, da war.

Vielleicht, daß sie auch auf den Gedanken und die Frage gefallen waren, was doch wohl die Sprache, und überhaupt die Wissenschaften seyn würden, wenn wir keine Schrift hätten? Vielleicht, daß sie von diesem Zeichnen auf die Declamation schlossen, und daß ihr nur auf solche

che Art Regeln und Festigkeit zu geben wären.

Doch es sey, wie ihm wolle, ohne Ursachen konnten sie auf keinen Fall eine solche Zeichnung wünschen. Ganz gewiß hatten sie das Unerträgliche der Regellosigkeit in der Declamation nicht weniger, als ich, erfahren. Denn vor Erfindung meiner Scala, nehmlich, als ich meinen Gefühlen noch keine Leitung, und meinem Verstande, sie zu bestimmen, noch keine Richtung zu geben wußte, übte und lehrte ich die Declamation auch: allein jemehr man mit mir zufrieden schien, destoweniger war ich es mit mir selbst, denn ich wußte meine Töne, weil ich sie weder nach Beschaffenheit, noch nach Wirkung kannte, nicht zu rechtfertigen; und da ich sie nach Ursachen zu greifen und auszuführen nicht verstund: so mußte ich nicht selten erfahren, daß mir die Ungewißheit so manchen Streich spielte, und das zügel-

lose Gefühl mich so oft über die Bezirke der Töne hinaus trieb. Was war also natürlicher, als daß ich, bey immer mehr zunehmender Unzufriedenheit über das Unzuverlässige dieser Kunst, mit vorgedachten beyden Gelehrten wünschen, und, um zum wirklichen Zwecke zu kommen, auf Mittel denken mußte, der Declamation und zugleich mir selbst auf irgend eine Art Festigkeit und Regeln zu verschaffen. Zwar fand ich sehr bald, daß es auf die Bestimmtheit der Töne und ihrer Gänge und Beugungen überhaupt ankäme: wie aber dieses anzufangen, wie diese Töne und Arten derselben nach ihrer Verschiedenheit und ihrem Umfange festzusetzen und zu zeichnen wären, diß war eine Schwierigkeit, mit welcher ich Jahre lang kämpfen, und manche mislungene Versuche, bald bey Hoffnung, bald bey Verzweiflung, erfahren mußte. Jedoch so viel auch Riesengebirge vor mir lagen: so konnte ich doch meinen Kunsteifer — da ich den

großen und allgemeinen Nutzen, wenn der Versuch anders möglich zu machen sey, schon vor mir liegen, und folglich keine Gebirge mehr sah — nicht aufgeben, und wollte lieber einen mühsamen Weg fortsetzen, als den Gedanken länger dulden, daß die Declamation ohne Regeln keine Kunst, oder doch wenigstens eine unvollkommne Kunst sey.

Aber wie reichlich schätz' ich mich nunmehr für alle meine Müh, all mein unermüdetes Spähen dadurch belohnt, daß ich nicht mehr im Dunkeln tappen, sondern bey hellem Lichte der Vernunft wandeln, und jederzeit wissen kann, wo und in welcher Art Rede ich anhebe, fortgehe und stehen bleibe; und noch mehr, da ich auch dieses andern gemein zu machen eben dadurch im Stande bin, daß ich Töne und Laute nach der Verschiedenheit ihrer Beschaffenheit und Wirkung nicht nur dem Ohre, sondern auch dem Auge deutlich darstellen

stellen, und jede Tonart, jede Region, oder Bezirk, nach Ursachen bestimmen kann, so daß es, bey aufmerksamer Anwendung derselben, unmöglich irre zu gehen ist.

Wollte man nun hiervon Beweis verlangen, so soll mir jeder Wißbegierige willkommen seyn, und ich verspreche, ihm den schuldigen Beweis von der Zuverlässigkeit meiner neuen Methode entweder selbst, oder durch einen oder den andern meiner jetzigen Schüler zu geben.

Man darf ihn nur eine einstudirte Fabel, oder irgend ein Gedicht, vortragen lassen, so wird man (ein feines oder darzu vorbereitetes Gehör vorausgesetzt) die Stimmung, Modulation und Ursachen derselben, nicht minder die richtige Accentuation oder Betonung leicht wahrnehmen, und ihn bey jeder Stelle der Rede anhalten, er hingegen antworten können, in welchem Tone er stehe, und durch welche

Ursachen er von dem ausgegangenen Tone dahin gekommen sey.

Wird man nun von der Gewißheit und Festigkeit dieser Kunst mehr Beweis, und von so einem Redner mehr Bestimmtheit im Ausdrucke fordern können?

Denn nicht allein die Reden, als Gedanken, wird er zu ordnen, sondern auch als Empfindungen zu stimmen und dem Charakter gemäs durchzuführen wissen, so daß er z. B. Freude, Traurigkeit, Hoffnung, Zweifel ꝛc. anders als Kind, anders als Jüngling, anders als Mann, und anders als Greis ausdrücken, und bey einmal angenommenem Charakter, nie in seinem Ich sprechen wird.

So wird und kann auch diß ein Beweis von der Gewißheit dieser Kunst seyn, daß bey jedem Fehler, den der Schüler irgendwo machen sollte, er nur mit einem Kunstworte erinnert und zurecht gewiesen werden darf; als

z. B. 1. Bey der Stimmung:

Gesellschaftston, (muntre, ernsthafte) Rednerton, Lehrton, Gebetton, Zurufton (tiefe, hohe) Beziehungston, Leseton ꝛc.

2. Bey dem Gange: (Tempo)

Flüchtig, ernsthaft, Anstand, Würde, Beugung (steigende, fallende) Spannung, Abspannung, Aufstufung, Abstufung ꝛc.

3. Bey der Interpunktion:

Prime, Secunde (hohe, tiefe) Terzie, Abbrechung, Knüpfung ꝛc.

4. Bey der Accentuation, oder Betonung:

Ordentlicher Accent, außerordentlicher Accent, Schwungbeugung, Abdruck ꝛc.

Da

Da also der Kunstredner immer wissen muß, was er sagt, und wie ers sagt, da er nie anders, als handelnd zu sprechen gewohnt ist: so wird er sich jeder Situation und Gemüthsbewegung gemäs ausdrücken, und folglich, wegen der immer abwechselnden und mannigfaltigen Gefühle, auch eben so abwechselnd und mannigfaltig in seinen Tönen und Arten derselselben seyn. *)

Und wenn z. B. auch drey, vier und mehr Kommata hinter einander folgen sollten, die den Anschlagepunkt des Tones abzuändern keinesweges erlauben: so wird er dennoch nicht monotonisch sprechen, und dann dadurch mannigfaltig werden, daß er

*) Iam enim tempus est dicendi, quae sit apta pronunciatio. Quae certe ea est, quae iis, de quibus dicimus, accommodatur, quod quidem maxima ex parte praestant ipsi motus animorum, sonatque vox vt feritur. Quintil. Lib. XI. Cap. III.

er mit Spannung, das ist, anwachsend stärker spricht. *)

Da nun überhaupt alle Regeln der Declamation aus der Natur selbst genommen sind: so kann und muß auch ein regelmäsiger Vortrag einzig natürlich und wahr seyn; und kann der denkende Redner, der sich jede Rede nach Verhältniß und Verbindung ordnet, auch nicht anders, als am Faden vortragen; so wie er auch, als gefühlvoller Redner zugleich, zu jeder Rede, die er immer schon vorher im Auge hat, Vorgefühl mitbringen, und nie

*) Lernen nehmlich: daß wir Gott fürchten, Eltern ehren, das Alter hochachten, Gesetzen Folge leisten, Obrigkeiten gehorsamen, Freunde lieben, uns keusch gegen unsre Gattinnen, zärtlich gegen unsre Kinder verhalten, und unser Gesind nicht mit Schmähworten behandeln sollen. Dritter Satz einer Periode des Plutarch. De puer. educ. Fr. W. T. II. f. 7. Steph. T. II. p. 12.

nie anders, als in richtiger Stimmung und Betonung sprechen wird; auf welche es auch bey der Declamation hauptsächlich ankömmt.

Daher muß man von einem Kunstredner nicht verlangen, daß er prima vista declamiren soll: denn er muß nothwendig seine Rede erst ganz überschauen, wenn er sie richtig ordnen, erst sich eigen machen, wenn er sie gleich richtig fühlen, und dem Charakter völlig getreu vortragen soll; ein Werk, welches die Alten für die größte Kunst hielten, und folglich nicht aus der Luft gegriffen werden kann.

Je schwerer nun die Behauptung eines angenommenen Charakters ist, um so mehr hat sich der Redner in diesem Studio zu üben, *) und solche Muster

*) Nam in omnibus fere minus valent praecepta, quam experimenta. Quintil. Lib. II. Cap. V.

Muster zu wehlen, wo die Charaktere nicht übertrieben, sondern der Natur so getreu, als möglich, gezeichnet sind.

Für Anfänger sind dialogirte Fabeln ungemein gut, und scheinen die Gellertschen so recht für sie geschrieben zu seyn. Ein Wunder, daß dieser vortreffliche Dichter überall so wahr, so natürlich fühlte, da doch sein Gefühl immer noch ein dunkles war, welches seine unrichtige Interpunction beweißt. Denn so hat er uns die herrlichsten Meisterstücke in Gradationen und Degradationen geliefert, ohne zu wissen, daß er sie schrieb; und ohne die Stufen selbst deutlich zu kennen, ist er auch nicht eine, weder zu tief, noch zu hoch gegangen. Man nehme z. B. die erste seiner Fabeln, die Nachtigall und die Lerche, und wie viele Puncte giebt es da bis zu der Stelle: „und ihr, der Göttinn, ihr zu Ehren, lies Philomele sich noch zweymal schöner hören.“ Denn hier nur, wo erst die Rede zur Aussage ist, findet der

Punct

Punct statt; die vorhergehenden Reden aber, die alle auf einen Punct zu gehen, sind insgesammt unaussagend und halbaussagend, welche erstere durch Comma (,) leztere durch Strichpunct (;) oder Doppelpunct (:) bezeichnet werden müssen. Diß giebt auch so ganz die Natur der Sache. Denn der Dichter will uns sagen, daß die Kunst, mit der die Nachtigall gesungen, folgendes bewirkt habe, als: das; das; das; das; das. Diß nun kann nicht anders, als in Steigerungen von Secunden geschehen, welche, ihrer Natur nach, keine Puncte leiden. Die wahre und richtige Interpunction wäre demnach folgende: (Die Gellertschen Interpunctionszeichen stehen eingeschlossen dabey.)

Die Nachtigall sang einst mit vieler
Kunst:

Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend
Gunst; (,)

Die Blätter in den Gipfeln schwiegen,
und fühlten ein geheim Vergnügen; (.)
Der Vögel Chor vergaß der Ruh,
Und hörte Philomelen zu; (.)
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Sängerinn nicht gnung bewundern konnte; (.)
(Denn auch die Götter rührt der Schall
der angenehmen Nachtigall) (.)
Und ihr, der Göttinn, ihr zu Ehren,
Ließ Philomele sich noch zweymal schöner hören.

Dieses ist ein Beyspiel einer vortrefflichen Gradation in Secunden, nehmlich in Strichpuncten, und wird von der untersten Staffel u durch Zwischen- und Staffeltöne gestiegen bis auf die Staffel a, von welcher alsdann zum Schlußtone, der Terzie e, herabgebeugt wird.

So ist auch die Fabel vom Greise, die in Terzien, nehmlich in Puncten graduirt, ein Muster aller Muster, und verdient, darum als Meisterstück bewundert zu werden, weil nicht allein durch alle Staffeln, und bis zur Staffel i gestiegen, sondern auch in gleicher Ordnung wieder herunter, und bis zur Staffel u herabgestiegen wird.

Wenn nun aber der Dichter in der ersten Fabel durch die unrichtige Interpunction zu verstehen gab, daß er sich, eine Gradation in Secunden zu schreiben, nicht eigentlich vorgenommen hatte: eben so giebt er auch in dieser Fabel vom Greise deutlich zu erkennen, daß er die Degradationen in Terzien nicht kannte, denn sonst hätte er nicht Commata gebraucht, wo er geraden Strich hätte brauchen sollen, als:

Er ward gebohren — er lebte —
nahm ein Weib, und — starb.

Solche und andere dergleichen unrichtige Interpunctionen giebt es nun häufig, und muß sich daher der Declamator zu helfen wissen, und oft die zweyte Hand anlegen, ehe er das Gedicht, oder die Rede nach richtigen Verhältnissen einstudiren, und als denkender Redner am Faden vortragen kann. Deswegen wird auch die Lehre von der Interpunction ein eben so wichtiges Kapitel der Declamation machen, als die Lehre von der Accentuation, oder der Betonung.

Wenn demnach die Zeichnung auch keinen andern Nutzen, als diesen hätte, daß sie richtig interpungiren und accentuiren lehre, so wäre ihr Werth schon interessant genung: aber er ist noch weit größer; sie lehrt auch, um eine Rede richtig zu stimmen und zu betonen, sie nach ihren Theilen überschauen, und durch alle Umgänge, auch die kleinsten Seitenwege, zu einem Schlusse hinführen; kurz, sie lehrt

den Redner, die Wege handelnd betreten, handelnd gehen, und handelnd vollenden; und welche Wege nichts anders, als die fünf Linien und ihre Zwischenräume sind. Wollte man nun die Bestimmtheit und den Nutzen meiner Scala zwar zugeben, wider die Tonarten aber einwenden, daß, wenn man sich gleich durch die Vorzeichnung zur Rede stimmen könnte, so kämen doch immer wieder andere und solche Gefühle darinnen vor, von welchen jedes seine eigne Schleifung und Beugung verlange: folglich würden Zeichen für jedes Gefühl und Empfindung da seyn müssen; und wer wollte die Zeichen alle bestimmen und erlernen können.

Aber müssen denn nicht alle diese Gefühle und Empfindungen einen, zum Ganzen verhältnißmäsigen Anschlagepunkt haben, und muß ihnen dieser nicht durch die Stimmung angewiesen werden? Bildet die Declamation nicht handelnde und solche Red-

ner, die Natur und Wahrheit zu fühlen gewöhnt sind? Ist es ihnen je erlaubt, ohne Vorgefühl anzuschlagen, und bringt ein richtiges Vorgefühl nicht schon den wahren Ton von selbst mit? Was braucht er also der Merkzeichen, da ihm der Wink des Lehrers auf jedem Schritte folgt? (Denn ganz ohne Lehrer, und blos aus dem Buche muß man die Declamation nicht praktisch verstehen und erlernen wollen; so wie man einen Meister in der Musik selbst hören und oft hören muß, wenn man zu einer ähnlichen Fertigkeit im Vortrage kommen will. *)

Ein auf solche Art gebildeter Redner, der jeden Ausdruck der Gefühle kennt, und sich durch Vorgefühl jedesmal zu stimmen weiß — ein solch gebildeter Redner wird, zum Beyspiele, Freude und Traurigkeit

zu

*) Namque ea sola in hoc ars est, quae intelligi nisi ab artifice non possit. Quintil. Lib. II. Cap. V.

zu fühlen und auszudrücken gewiß wissen, und bey jener mit flüchtighinaufsteigender, bey dieser aber mit schwerherabgehender Stimme, das ist, dort mit Acut, und hier mit Gravis sprechen.*)

*) (Traurig) Ja, traurig muß dem Manne die Rücksicht auf seine Jugendjahre, traurig sein Anblick der ganzen Gesellschaft seyn: wenn sie ihm unbenutzt entflohen sind, wenn er sie mit Thorheiten, oder im Müßiggange verschwendet, wenn er seine Kräfte, die er üben und stärken sollte, ungebraucht gelassen, oder im Dienste des Lasters erschöpft hat, und nun nichts, als das beschämende Gefühl von Schwächung und Unvermögen, nichts, als Vorwürfe und Reue ins männliche Alter hinüber trägt!

(Freudig) Aber froh muß der Mann auf seine verflossenen Jugendjahre zurück sehen, und erwünscht muß sein Anblick jedem Verständigen und Rechtschaffenen seyn: wenn er da seinen Geist angebaut, sein Herz gebildet, sich

Es können die Vorgefühle, die so nöthigen Hülfsmittel eines Redners, auf doppelte Art angeschlagen werden, und entweder artikulirt, oder unartikulirt. Artikulirt: Ach! (Angst, Schmerz rc.) oder Ha! (Muth, Aufmunterung rc.) unartikulirt, welches durch bloses Hinauf- oder Herabziehen der Stimme, und bald durch den Mund, bald durch die Näse geschieht, z. B. durch den Mund: ein herabgezogenes ͡e, (ein Ausdruck der Verachtung); oder auch (des Ekels) durch die Nase, (äh). Diese Ansprache der Gefühle und Empfindungen ist es nun, die dem Redner eine Melodie angiebt, welche die Zeichnung zu bestimmen nicht vermag, und, zu

sich zu jedem nützlichen Geschäffte vorbereitet, jeden Keim des Guten sorgfältig in sich gepfleget urd genehrt hat, und nun sich und andern reife Früchte davon versprechen kann!

Zollikofer. S. Jüngling, S. 164—165.

zu welcher hinzuführen, die Natur einzig und allein sich selbst vorbehalten hat. *)

Auch ist eine solche Ansprache der Gefühle eine allgemeine Sprache, die unter jedem Himmelsstriche zu Hause ist, und in Amerika, wie in Europa, verstanden wird: deswegen eine nach Vorgefühl gesprochene Rede überall durchgehen, und den Beyfall jeder Menschenklasse haben muß.**) Dahingegen ein Redner, der sich nur durch selbstbeliebige, unbestimmte Töne Beyfall zu verschaffen sucht, ihn bey nur wenigen und solchen finden wird, die das Angenommene eben so, wie er, lieben,

*) Ein Beweis, daß der Redner Anlage, das ist, Gefühl haben müsse, wenn ihn Mutter Natur in ihre Schule nehmen, und selbst unterrichten solle.

**) Nam sermo rectus, et secundum naturam enuntiatus, nihil habere ex ingenio videtur — Quintil. Lib. II. Cap. V.

ben, und nur immer sich selbst hören, nicht aber die Natur copiren wollen.

Noch find ich nöthig, in Absicht meiner Zeichnung zu erinnern, daß man sich keine musicalischen Noten dabey vorstellen müsse, und daß man blos fünf Linien, nebst ihren Zwischenräumen, angenommen habe, erstlich: um die Töne und Laute nach Tiefe und Höhe bezeichnen, und nach ihrem Umfange bestimmen zu können; zweytens: um einer jeden Tonart ihre Staffel zur Stimmung anzuweisen; und drittens: um dem Redner durch diese Linien und Zwischenräume die Wege zu zeigen, die er bey jeder Tonart zu nehmen hat, und wie er diese Wege betreten und wieder betreten, wie er sie geschwinder, oder langsamer gehen, und endlich, dem Sinne der Rede gemäs, vollenden solle.

Weiter mich herauszulassen, erlaubt itzt der Ort nicht; gnung, daß man die

Zeichnung so wahr und simpel finden soll, daß man sichs kaum selbst vergeben wird, so eine leicht scheinende Sache für Unmöglichkeit zu halten: die doch aber gleichwohl wegen ihrer Simplicität, die dieser Kunst den meisten Werth giebt, mir so unglaubliche Mühe gemacht hat, daß ich noch immer auf mich selbst zürne, wie ich eine so ganz nah liegende, eine alltägliche Sache vorkennen, und Jahre durch so viel mislungene Versuche machen konnte. Es gieng mir bey meiner Erfindung, wie einem, der im Dunkeln sitzt, und eine neben sich hingelegte Sache mit weitem Herumtappen hier und da zu greifen sucht, und am Ende — noch mit dem Ellbogen fühlt. Denn alle Tage beschäfftigte ich mich mit den Buchstaben und ihrer Natur, und wurde nicht gewahr, daß das ganze Geheimniß in diesen Buchstaben, und nur in wenigen läge.

Wie wahr ist nicht die Moral,*) mit welcher der treffende Dichter, Gellert, die Fabel

*) Vielleicht, daß mancher eh die Wahrheit finden sollte,
Wenn er mit mindrer Müh die Wahrheit suchen wollte;
Und mancher hätte sie wohl zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, sie wäre tief versteckt.
Verborgen ist sie wohl: allein nicht so verborgen,
Daß du der finstern Schriften Wust,
um sie zu sehn, mit tausend Sorgen,
Bis auf den Grund durchwühlen mußt.
Verlaß dich nicht auf fremde Müh;
Such selbst, such aufmerksam, such oft; du findest sie.
Die Wahrheit, lieber Freund, die alle nöthig haben,
Die uns, als Menschen, glücklich macht,
ward von der weisen Hand, die sie uns zugedacht,
nur leicht verdeckt; nicht tief vergraben.

Fabel vom Schatze begleitet hat? Vielleicht ist nichts, daß ich mir so zu Danke sagen kann, als eben diese Moral, weil ich sie mir gar zu oft vorgesagt habe.

Würde man nun meine Erfindung, die Declamation anschaunlich zu lehren, nach dem, was ich bereits von Entstehung und Gewißheit derselben gesagt habe, beurtheilen, oder sich durch den mündlichen Vortrag selbst von der Möglichkeit dieser Methode überzeugen wollen: so könnte und dürfte aus der wirklichen Hervorgehung einer regelmäsigen und von der Grammatik überall begleiteten Declamation wohl noch etwas werden.*)

Ich habe daher für nöthig gefunden, einem gelehrten Publiko gegenwärtige, grammatische Abhandlung zur Prüfung vorzu-

*) Sollt' es noch dahin kommen, so würde der Anfang mit dem Lesetone und der damit verbundenen Pronunciation gemacht werden.

vorzulegen. Und sollte es mir glücken, durch die Grammatik die Declamation, und durch die Declamation die Grammatik zu empfehlen; sollt' ich die Vereinigung und Ausbildung beyder Künste noch sehen: so würd' ich meinen Kunsteifer, bey dem ich, leider! vergessen habe, mein eigner Freund zu werden, nicht einen Augenblick bereuen.

Rechtfer-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Rechtfertigung der Schreibart Teutsch,

nebst einigen vorausgehenden, analogischen Berichtigungen.

Einleitung.

Es ist nicht so leicht, ein öffentlicher Grammatiker zu werden, als man wohl glaubt: denn speculativische Kenntnisse machen noch keinen Grammatiker aus.

Erfahrungen, gemachte Erfahrungen, ich meyne, lang gegebener Unterricht (ein höchst mühsames und undankbares Geschäfft!) wird ihn erst zu mancher Regel hinbringen, die er herzustellen um so mehr veranlasset wird, je

aufrichtiger ers mit seinen Schülern meynt, und jemehr ihn dieselben nöthigen, sie auf diesen oder jenen Fall sicher zu stellen.

Keine Grammatik kann uns alles sagen: folglich kann und darf kein Grammatiker blos nachbeten. Er muß prüfen können, und gegen jedes bereits Angenommene mistrauisch seyn: muß aber auch die Grundursachen wohl wissen, wenn er mit Wahrheit dafür oder dawider entscheiden will.

So wird es z. B. einem erfahrnen Grammatiker nicht schwer werden, auf die Frage fertig und bestimmt zu antworten: warum man in verlegen, ein Buch verlegen, ein gedrängtlanges E, und in verlegen, verlegen seyn, ein offenlanges E lese?

So viel hat ihm zwar die Grammatik chon gesagt, daß es dreyerley E gebe, als nehmlich:

1. ein Gedrängtlanges, in stehen,
2. ein Offenlanges, in sehen,
3. ein Kurzes, in werfen.

Doch

Doch von den beyden langen E und deren Gebrauche sagt sie ihm wenig oder gar nichts; sagt ihm nicht, daß das Gedrängtlange ein ursprüngliches und festes E, das Offenlange aber sehr oft ein entstandenes und mit ie alternirendes E sey.

Hierzu muß er blos durch viele und mannigfaltige Beobachtungen gekommen seyn, wenn er Auskunft geben, und kurz und bestimmt antworten will:

Daß das E in verlegen, ein Buch verlegen, als ein Stamm- und festes E * gedrängtlang, das E aber in verlegen, verlegen seyn, als ein entstandenes und mit ie alternirendes E **, offenlang gelesen werde, und daß also zwey Wörter, obschon von einerley Schreibart, doch ganz natürlich von verschiedener Lesart seyn können.

* Stammwort: legen, lege, legte, gelegt —

** — — —: liegen, liege, lag, gelegen.

Von dem Gebrauche dieser drey E zeugen sehr deutlich die sogenannten irregulären Zeitwörter, worinnen das offenlange und kurze E in der 2 Pers. des Imper. sing. imgleichen in der 2 und 3 Person Praes. indic. sing. jenes mit ie, und dieses mit i alternirt, das gedrängtlange aber unwandelbar bleibt, als:

1. gedrängtlang und fest in

stehen: steh! ich stehe, du stehst, er steht —

2. offenlang und alternirend mit ie in

sehen: sieh! ich sehe, du siehst, er sieht —

3. kurz und alternirend mit i in

werfen: wirf! ich werfe, du wirfst, er wirft —

In nehmen und treten alternirt, des offenlangen E ungeachtet, das kurze i: es wird aber, weil wir nun einmal kein langes ie, als: niehm, triet, sondern ein kurzes i, als: nimm, tritt, sprechen wollen, der Sylbe durch die Verdoppelung des darauf unmittelbar folgenden Consonanten dasjenige ersetzt, was sie durch die Kürzung des Vocals am Zeitmase,

oder

oder an den Weilpunkten,* wirklich verliert, und heißt also nicht nim, trit, sondern nimm, tritt.

* Noch kennen wir das Vorzügliche und Regelmäsige unsrer teutschen Sprache, besonders in Absicht der Quantität und Qualität der Sylben, das ist, in Absicht des Sylbenmases und Sylbenbaues zu wenig, und wissen nicht, daß sie es hierinnen der griechischen und lateinischen und andern lebenden Sprachen zuvor thut: indem sie erstere, die Quantität, nach gewissen Moren, oder Weilpunkten, letztere aber, die Qualität, nach nicht weniger und nicht mehr Buchstaben, oder Bestandtheilen, festsetzt, so daß eine Stamm- oder eine lange Sylbe, in Absicht ihrer Quantität, oder ihres Zeitmases, aus drey Moren bestehen, das ist, eine Zeitdauer von drey hintereinander angeschlagenen Punkten halten muß, als z. B.:

Ta_g, Nacht;
• • •   • • •

hingegen in Absicht ihrer Qualität, oder ihres Baues, eigentlich nicht weniger als drey, aber

Von der fehlerhaften Schreibart des Wor-
tes, gib, statt gieb, darf ich nun wohl nicht
sagen, da man sichs nunmehr analogisch, und
von

aber auch nicht mehr als fünf Buchstaben haben kann, als:

123 1234 12345
Bad, Band, Brand.

Da sich nun in den zwey Beyspielen von der Quantität, als im erstern, Tag, der Vocal bis zum dritten Punkte fortführt, im zweyten, Nacht, aber die Consonanten, die sich gleich an den ersten Weilpunkt anschließen, die Zeitdauer oder Dehnung durchführen, und es folglich bey dem Vocale einer Stammsylbe auf die ihm begegnenden Consonanten ankömmt, ob er die Dauer vom ersten bis zum dritten Punkte durchführen kann: so muß nothwendig der Vocal von solcher Natur seyn, daß er, als Bestandtheil der Sylbe, bald ein längeres, bald ein kürzeres Zeitmas annehmen kann. Als Ton und Vocal an und für sich ist demnach sein natürliches Zeitmas eine Dauer von zwey Moren, a.–., und heißt nach dieser Dauer zweyzeitig, das ist lang- und

kurz-

von selbst erklären kann, daß nehmlich aus geben, mit dem offenlangen E, kein gib gemacht werden könne, sondern wenn es ja ein kurzes i,

kurzfähig, oder auch ein unbestimmter Ton, eben weil er, als Bestandtheil der Sylbe, sein bestimmtes Zeitmas erst erhalten, und sich entweder zu noch einer More weiter fortführen, als: a— oder aber bis in die erste zurück ziehen und darinnen halten muß, als a, und in welchem ersten Falle er sodann lang, im letzten aber kurz heißt. Als lang bezeichnet ihn nun die Grammatik mit einer geraden Linie ā, als kurz mit einer krummen ă, und als zweyzeitig mit einer geraden und krummen zugleich ā̆. Und eben dieses dreyfach verschiedene Zeitmas ist das Mas der Sylben, von denen, und den begegnenden Consonanten zugleich, die Bestimmung der Dauer der Vocalen einzig abhängt, als z. B.

zū̆, rūf — ĕn,

welche erstere Sylbe, als ein einsylbiges Wort und keine Stammsylbe, zweyzeitig, letzteres aber, als zweysylbig, von bestimmtem Mase,

und

und so, wie bey nehmen und treten, werden sollte, der Compensation, oder des Ersatzes wegen nothwendig gibb geschrieben werden müßte:

und die erste Sylbe ruf, als Stammsylbe, lang, die zweyte hingegen, als Endung, kurz ist. — Die Declamation nennt jeden fortgehenden Vocal Ton, er mag nun in einen zweyten, oder dritten Punkt fortgehen: hingegen jeden, in einem Punkte angeschlagenen und nicht darüber hinausgehenden Vocal Laut. Wenn nun das Mas einer langen Sylbe drey Moren sind, so kann sie an ihrer Zeitdauer nichts verlieren, und immer eine lange Sylbe bleiben, es mag nun der Vocal, oder die Consonanten die Dauer durchführen, oder sie mag nun seyn ein bezeichneter Ton, Lo__b, oder ein bezeichneter Laut, Saft. Auch ist noch wegen der Vocalen und ihrer Natur zu wissen, daß nicht alle, sondern nur vier Vocalen zweyzeitig sind, nehmlich: ā̆, ē̆, ō̆, ū̆; i und y hingegen sind ausgenommen, und ist ersteres ganz und gar keiner Dehnung fähig, folglich im Teutschen allezeit kurz, ĭ, letzteres aber allezeit lang, ȳ. So wird man denn auch leicht

müßte: welches aber wohl schwerlich geschehen wird.

leicht das Unrichtige folgender Schreibarten beym ersten Anblicke finden können, als: si statt sie_. ge_. statt ge__h, welches h der Vocal, als charakterisirter Vocal, nothwendig bekommen muß, wenn er sich anders in der Stammsylbe bis zu einem dritten Punkte, welcher eben der Charakter Punkt ist, fortführen soll. In dem Worte si statt sie_., ist wider die Quantität allein, in ge_. (1 2) aber, statt ge__h (1 2 3), wider die Quantität und Qualität zugleich gefehlet.

Jedoch soviel Gutes auch unsre Sprache auf der einen Seite, nehmlich in Absicht der Bestimmtheit der Sylben nach Quantität und Qualität hat: so hat sie doch auf der andern Seite, nehmlich in Absicht der Härte der Sylben, auch ihr weniger Gutes. Denn da sie aus so vielen bezeichneten Lauten besteht, wo die Consonanten die Stimme fortzugehen verhindern, als: Kraft, Macht, Schiff, Last rc: so muß sie bey dem Gesange der italiänischen

Man erlaube mir, hier noch zu sagen, daß die Benennung, irreguläre Zeitwörter, höchst unschicklich und unrichtig ist: denn

1. ist das Kunstwort, Zeitwort, dem griechischen, ῥῆμα, und dem lateinischen, Verbum, lange nicht gemäs genug ausgedrückt, und blos nach einer Eigenschaft genommen, nicht aber aus dem wesentlichen Character selbst, nach welchem es die Rede oder Sage formirt und herstellt: und daher es auch eigentlich ein Sagwort, nicht aber Zeitwort heißen sollte.

2. Ist auch das Beywort, irregulär, nicht weniger unschicklich, weil diese Verba ganz und gar nicht ohne Regel gehen, vielmehr sehr ordentlich, und in Classen

ein=

Sprache schlechterdings nachstehen, deren Sylben nicht so, wie die unsrigen, in Consonanten ausgehen, sondern immer

in Tönen: Fra ninfe tanto ingrate ei più
oder Halbtönen: non vol restar.

S. Amore giustificato. Seit. 26. Zeil. 3 u 4.

eingetheilt, erlernet werden. Denn, wie sich die Declinationen überhaupt eintheilen lassen in Gleichsylbige und Mehrsylbige, eben so und nicht anders lassen sich auch die Conjugationen überhaupt eintheilen in Gleichlautende und Ungleichlautende: erstere sind, deren Stammsylbe immer ein und ebenderselbe bezeichnete Ton bleibt, * letztere, die ihn nach Gewohnheit weniger **, oder mehr *** verändern.

Durch solche und andere Beobachtungen, wie viele Wahrheit und Festigkeit könnte nicht in unsrer Sprache hergestellt werden?

Denn daß wir, außer den allgemeinen, noch wenig eigenthümliche Regeln in unsrer Sprache haben, wird wohl niemand läugnen können.

Auch

* Loben. Ich lobe, lobete, h. gelobet.

** Finden. Ich finde, fand, h. gefunden.

*** Stehen. Ich stehe, stand, h. gestanden.

Auch kann es uns zu keiner Ehre gereichen, wenn uns andre Nationen dergleichen Vernachlässigungen vorrücken, oder wohl gar sagen, wir wüßten unsern Namen noch nicht zu schreiben. Es ist also der Mühe wohl werth, die Ursachen der verschiedenen Schreibart unsers Namens grammatisch zu untersuchen, und vielleicht glückt es mir, erweisen zu können, welche Schreibart die richtige sey, ob Deutsch, oder Teutsch? Da ich mich aber, als teutscher Grammatiker, noch nicht bekannt gemacht habe, und ich gleichwohl zu so einer Entscheidung Glauben haben muß: so will ich mir solchen dadurch zu verschaffen suchen, daß ich, eh ich noch auf die fehlerhafte Schreibart, Deutsch, losgehe, einige Beyspiele anführe, deren unrichtige, neue Schreibart wir eben so, wie das Wort, Deutsch, unsern Grammatikern zu verdanken haben.

Einige analogische Berichtigungen.

Sed nihil ex grammatica nocuerit, nisi quod supervacuum est. An ideo minor est M. Tullius orator, quod idem artis hujus diligentissimus fuit, et in filio (ut in epistolis apparet) recte loquendi usquequaque asper quoque exactor? Aut vim C. Caesaris fregerunt editi de analogia libri? Aut ideo minus Messala nitidus, quia quosdam totos libellos non de verbis modo singulis, sed etiam literis dedit? Non obstant hae disciplinae per illas euntibus, sed circa illas haerentibus.

Quintilianus in fine Cap. VII. Lib. I.

Vor ungefähr sechzig Jahren schrieb man: nehen, nehren, zehlen und wehlen, und leitete sehr vernünftig von diesen Verben die Substantiven ab: Nath, Nahrung, Zahl und Wahl. Nachdem aber einer unsrer teutschen Grammatiker zeigen wollte, wie stark er in der

Ab=

Ableitung wäre, und sein scharfes Auge dahin sähe, wo noch keiner vor ihm hingesehen hätte: so leitete er nunmehr sehr scharfsichtig ab, als: von Nath nähen, von Nahrung nähren, von Zahl zählen und von Wahl wählen; und so entstunden dann die ä, die vorher in diesen Wörtern nicht da waren, und die man ihm bey nah allgemein, und sehr zuversichtlich nachschreibt.

Daß man bey diesen Ableitungen sehr lächerlich, und weder grammatisch noch logisch verfahren, erlaube man mir, nun auch zu beweisen.

Grammatischer Beweis.

Erstlich ist es völlig unrichtig, und wider allen Begriff der Grammatik, daß Nath das Urwort und nehen das Nachwort seyn könnte. Wäre Nath wirklich das Urwort, so müßte mit dem Nachworte, nähen, eben so verfahren worden seyn, wie mit lothen von Loth, nachten

von Nacht, verspäten von spät, (ehedem spat) lüften von Luft: folglich müßte es nicht heißen nähen, sondern nathen, oder näthen. Soviel Analogie muß doch ein Grammatiker wissen, daß es was sehr gewöhnliches ist, Substantiven mit einem hinzugesetzten t zu bilden: denn wie viel giebt es nicht solcher Substantiven, die mit t und statt ht mit th charakterisirt sind? z. B. von blühen Bluth, von glühen Gluth,* von wachen Wacht, von schlagen Schlacht, von treiben Trift, von schreiben Schrift, von fliehen Flucht, von ziehen Zucht rc. Wäre es nun etwas neues, das Nath aus nehen gebildet seyn solle, und eben so, wie Drath aus

* Wem es paradox scheint, daß blühen und glühen Urwörter, Bluth und Gluth aber Nachwörter seyn sollen, der beliebe sich der veralteten Wörter zu erinnern: Bruck, Stuck, zuruck, wie auch spat, bey denen hernach die Gewohnheit das ů und å ebenfalls eingeführet hat, als: Brücke, Stück, zurück, spät, und die doch gleichwohl Urwörter sind und bleiben.

aus drehen? Zum Glücke, daß man auch hier kein å eingeführet hat, sonst könnte ich dieses Beyspiel nicht als den sprechendsten Beweis entgegen setzen.

Eben so ist es auch mit dem Worte nehren, welches von Nahrung herkommen soll. Welche Ignoranz? Wer weis nicht, daß ung eine Verbalendung ist, oder eine Endung, mit welcher Verba zu Substantiven gebildet werden? Und wie ist es also möglich, daß Nahrung das Primitiv, und nehren das Derivativ seyn könnte? Nein, umgekehrt! Von nehren kömmt her Nahrung, so wie alle folgende von Verbis abgeleitete Substantiven, als: von zehlen Zahlung, von rechnen Rechnung, von vergeben Vergebung, von betrachten Betrachtung rc. Denn das E kann ja nach der Analogie unsrer Sprache nicht weniger in a verwandelt werden, als das a in å; z. B. von setzen Satz, von stellen Stall, von wenden Wand, von decken Dach rc. der irregulären Verben der ersten Classe, die den Vocal im Imperf. in a

mutiren,

mutiren, als: befehlen, befahl, geben, gab ꝛc. nicht zu gedenken.

So kann denn auch, nach völlig grammatischer Richtigkeit, von zehlen Zahl kommen, so wie von lehren Lahr, und alle nur allererst abgeleitete Substantiven, mit Verwandlung des E in a: wie denn auch Wahl von wehlen seiner analogischen Abstammung wegen keinesweges zu bezweifeln ist.

Wenn wir nun also das, was der richtigen Zeichnung und dem wahren Ausdrucke der einzelnen sowohl, als verbundenen Begriffe entgegen läuft, grammatisch unrichtig nennen, logisch aber alles das widersinnig, was dem natürlichen Ideengange, und überhaupt der Art, vernünftig zu denken, entgegen ist: so muß die Ableitung der itzt angeführten vier Verben beydes, unrichtig und widersinnig zugleich seyn.

Logischer Beweis.

Demnach ist es, logisch genommen, auch zweytens widersinnig, nehen von Nath, nehren von Nahrung, zehlen von Zahl, und wehlen von Wahl ableiten zu wollen: denn welcher Philosoph, der doch jeder Grammatiker von Profession seyn muß, wird sich wohl bey gutem Verstande so weit verirren, daß er sich das Gehandelte eher, als das Handeln denken sollte? Denn unmöglich kann die Nath eher seyn, als das Nehen, und muß logisch eben so natürlich Nath von nehen kommen, als es grammatisch richtig ist, daß Nath das Derivativ seyn müsse, weil es durch das T gewachsen, als das Gewachsene aber keineswegs Primitiv seyn könne.

Eben so ist es auch mit dem Worte, nehren, welches von Nahrung herkommen soll. — Jedoch wen die Endung ung nicht ans Derivativ erinnern kann, wie wird dem der logische Grundsatz: das Handeln ist eher, als das Gehandelte

handelte — bey kritischen Fällen Leitung und Richtung geben können?

Ferner kann auch, nach aller vernünftigen Denkart, zehlen nicht von Zahl kommen, weil wir bey dem Zehlen Einheiten zusammen nehmen, zusammen genommene Einheiten aber erst eine Zahl machen. So wie auch endlich wehlen nicht von Wahl kommen kann, weil aus dem Wehlen, dem Handeln, ebenfalls die Wahl, das Gehandelte, erst erfolgen muß.

Nach solchem schlichten, geraden Menschenverstande dachten nun unsre alten Teutschen, und mit ihnen die Griechen und Lateiner, welche erstere aus ἐκλέγομαι ἐκλογὴ, und letztere aus eligere electio machten.

Daß nun dergleichen übereilte Ableitungen die Grundwahrheiten einer Grammatik völlig über den Haufen werfen, und in der Art, vernünftig zu denken, unendlichen Schaden verursachen, wird wohl niemand läugnen; vielmehr gern zu geben, daß eine auf gesunde

Vernunft sich gründende Grammatik unsern Jünglingen das heilsamste Studium seyn würde.* Denn kein Weg ist geschickter, sie frühzeitig und unvermerkt zu Philosophen und Rednern zu bilden, und als solche denken und handeln zu lehren, als die Grammatik. Hier können sie auf eine leichte Art zu den Ursachen hin=

* Quo minus sunt ferendi, qui hanc artem, ut tenuem ac jejunam cavillantur: quae, nisi oratori futuro fundamenta fideliter jecerit, quicquid superstruxeris, corruet: necessaria pueris, jucunda senibus: dulcis secretorum comes, et quae vel sola omni studiorum genere plus habet operis quam ostentationis. Ne quis igitur tanquam fastidiat grammatices elementa: non quia magnae sit operae, consonantes a vocalibus discernere, ipsasque eas in semivocalium numerum, mutarumque partiri: sed quia interiora velut sacri hujus adeuntibus, apparebit multa rerum subtilitas, quae non modo acuere ingenia puerilia, sed exercere altissimam quoque eruditionem ac scientiam possit.

Quintilianus de grammatica. Lib. I. Cap. IV.

hingeführt werden, wie und warum Dinge so und nicht anders da sind. Können lernen: Begriffe bezeichnen, und hörbar und sichtbar ausdrücken; eben diese Begriffe zu einem Gedanken oder zu einem Sinne verbinden und diesem Sinne gemäs vortragen; den Faden einer Rede knüpfen, und, durch die Harmonie der Glieder und Sätze, ein ganzes Redegebäud herstellen, das ist, verschiedene kleinere und größere Reden in ein verhältnißmäsiges Ganze bringen, und, als ein solches, auch wieder in die kleinern, und bis in die kleinsten, die Bestandtheile, oder die Buchstaben selbst, zergliedern und auflösen.

Durch solches Studium der Muttersprache werden sich Knaben gewöhnen müssen, als denkende Wesen zu handeln, nicht nach zu beten, sondern immer auf die Grundursachen loszugehen, durch welche die Dinge so und nicht anders da seyn können und müssen. Dahingegen sie auch nicht schlimmer verwahrloset werden können, als wenn sie mit fremden

Sprachen anfangen, und den entgegengesetzten Weg der Grammatik geführt werden, wo sie nur annehmen, nicht aber nach den Ursachen fragen sollen, und wo sie dann, ohne Kopf zu handeln, so recht methodisch angewiesen werden.

Es ist ganz gewiß, daß, wenn wir gleich in den ersten Jahren angewöhnt würden, unsre Muttersprache zu studiren, wir dann auch andre Sprachen, Künste und Wissenschaften, weil sie doch insgesammt Kopfarbeiten sind, noch einmal so leicht erlernen würden: den Herren Grammatikern aber würde es dann nicht mehr so leicht werden, einer ganzen Volksmenge den Flor vor die Augen zu ziehen.

Wenn man von der Sprache auf den Geist einer Nation mit Recht schließt: so kann es uns wirklich nicht gleichgültig seyn, wenn sich in unsrer teutschen Sprache so häufig Ausdrücke finden, die ganz und gar keinen Sinn haben.

So

So hat z. B. der Stifter der christlichen Religion sonst immer der Anfänger und Vollender geheißen, itzt aber heißt man ihn den vollendeten Heiland. Was will nun das sagen? Heißt der vollendete Heiland nicht, umschrieben, der Heiland, der vollendet worden ist? Und gleichwohl wollen wir das nicht damit sagen, sondern: der Heiland, der vollendet hat. Da wir nun aber kein Particip, praet. act. haben, so dürfen wir auch das Particip pass. nicht dafür brauchen, eben weil wir nicht passivisch, sondern activisch reden wollen. Ist das nun nicht anders denken und anders reden? Und hat es nicht ein solcher mit dem falschen Münzer gemein, da sein Ausdruck dem Gehalte nach nicht ist, was er dem Gepräge nach verspricht?

Ferner: das kann mir kein Geringerer geben, als Gott. — Welcher vernunftwidrige Ausdruck! Wie läßt sich gering in Gott denken? Und wie kann man also sagen, kein Geringerer, als Gott? Liegen denn nicht

in jedem Comparativ zwey Propositionen, wovon die erste zwey Gegenstände zugleich, die zweyte aber nur den einen allein angeht? Z. B. die schlechte Grammatik; die schlechtere Grammatik. — Beyde Grammatiken also müssen überhaupt schlecht seyn, nur daß, beyde mit einander verglichen, die zweyte schlechter, oder, wie der Italiåner sagt, mehr schlecht, als die erste ist. Ist es demnach nicht Lästerung zu sagen, das kann mir keiner geben, der mehr gering ist, als Gott?

Können wir aber dergleichen starke, auffallende Fehler ungefühlt hören und nachsprechen, wie leicht kann es also nicht dem teutschen Grammatiker werden, uns zu überreden, deutsch und nicht teutsch zuschreiben?

Rechtfertigung
der Schreibart Teutsch.

Nam, ut transeam quemadmodum vulgo imperiti loquuntur, tota saepe

theatra

theatra et omnem Circi turbam exclamasse barbare scimus. Ergo consuetudinem sermonis vocabo consensum eruditorum, sicut vivendi, consensum bonorum.

Quintilianus in fine Cap. VI. L. I.

Statt daß einer unsrer teutschen Grammatiker *) vor ungefähr vierzig Jahren öffentlich fragte: ob man Deutsch oder Teutsch schreiben solle? und viele und starke Gründe zu haben glaubte, jenes für richtig, und dieses für unrichtig zu erklären: so erlaube man mir itzt

*) Da ich mir ein und für allemal vorgenommen habe, wider die Sachen, nicht aber die Personen zu reden: so erlaube man mir, den Namen des Grammatikers zu verschweigen, den ich nie anders, als mit Achtung zu nennen, mir erlaube. So wie ich auch jeden Gelehrten, der sich um unsre Muttersprache verdient gemacht hat, und noch macht, doppelt hochschätzen, und nie eine Feder wider ihn selbst ergreifen werde.

zu fragen: ob man Deutsch oder Teutsch sprechen solle? Und so die Frage angestellt, wird sich unfehlbar mit mehrerer Gewißheit darthun lassen, welche Schreibart die richtige sey: weil man doch einmal schreibt, wie man spricht, oder wie man sprechen sollte.

Daß man Deutsch und nicht Teutsch schreiben müsse, will der Grammatiker mit einem dreyfachen Beweise rechtfertigen, und ist der

I. Die Abstammung lehre uns Deutsch und nicht Teutsch schreiben.

II. Die Aussprache lehre Deutsch und nicht Teutsch schreiben.

III. Die Gewohnheit bestätige eben diese Schreibart.

I. Beweis.

Was diesen, den ersten Beweis anbetrifft, nehmlich, daß man der Abstammung wegen Deutsch und nicht Teutsch schreiben solle, diesen führt er kürzlich also:

„Da

„Da das Wort, Deutsch, von θεὸς her=
„kömmt, und die beyden Buchstaben D
„und Th in der Aussprache mit einander
„verwandt sind: so ist es ja überaus
„billig, auch das alte Wort, Theotisc,
„nicht Teutsch, sondern Deutsch zu
„schreiben.

Hierauf sey nun die Antwort:

Es ist in der Grammatik nicht die Frage, was billig, oder überaus billig, sondern was richtig oder recht sey: daher wir auch keine Billig= sondern eine Rechtschreibung haben. Richtig nun ist es, daß das Wort, Teutsch, eigentlich Teutisch, welches isch die Adverbial=Sylbe ist, von dem Worte, Teut, dem Namen des Gottes der alten Teutschen herkommen, und daß es eben so aus dem griechischen θεὸς, wie das Wort, neu, aus νεὸς, mit Verwandlung des εο in eu, entstanden, folglich mit dem lateinischen Deus eines und ebendesselben Ursprunges seyn könne. Unrichtig aber ist es,

folgern

folgern zu wollen, daß, wegen der Verwandtschaft des D und Th, die Teutschen aus dem Worte, θεὸς, eben so gut Deud, wie die Lateiner Deus, hätten machen können. *

Es muß daher nothwendig die Frage seyn, was die alten Teutschen durch diesen Ton auszudrücken suchten, und durch eben diese und keine andre Bezeichnung auszudrücken vermochten?

Das lateinische Wort, Deus, ist zweysylbig, dieses macht in der Aussprache einen gewaltigen Unterschied. Die Tonsylbe De in Deus ist, wie die griechische Tonsylbe ὸς in

* Die Worte des Grammatikers sind: „Das Th der Alten hat sonder Zweifel in der damaligen Aussprache mehr Verwandtschaft mit dem D, als mit dem T gehabt. Denn hätte das beygefügte h den harten Buchstaben T nicht ein wenig gelinder gemacht, warum hätte man denselben wohl beygefügt? Sogar das griechische θεὸς ist im Lateinischen durch Deus, und also ein Th durch ein D ausgedrückt worden &c.

θεὸς, ein starker Ton, so wie auch die Tonsylbe ἑ im Vocativ, θεέ: dahingegen die Sylbe Theu, oder wie man will, Deu, einen sehr dunkeln und schwachen Ton geben muß, einmal wegen des tiefstehenden und mithin schwachen Doppeltones, eu, und wieder wegen des ihn zu Anfange bezeichnenden Th oder D, welche beyde den Ton im Anheben gleichfalls schwächen: folglich als ein Ton, der seiner Bezeichnung nach eben so schwach anhebt, als er seiner Natur nach ausgeht, von gar keiner Wirkung seyn kann.

Um diß deutlicher darzuthun, erlaube man mir, die Natur und Beschaffenheit der beyden Buchstaben, Θ und Δ, ihrer wirklichen Aussprache nach zu erklären.

Was die eigentliche Aussprache dieser zwey Buchstaben anbetrifft, so sind sie, an und für sich genommen, unhörbare Buchstaben, und bezeichnen beyde den Gebrauch der Zunge und Oberzähne; jedoch mit dem Unterschiede, daß

erst=

erstlich, bey dem ϑ die Zungenspitze unter den Oberzähnen, dieselben sanft berührend, hervorgelegt wird; hingegen

zweytens, bey dem Δ die Zungenspitze an die Schärfe der Oberzähne angelegt wird,

welches denn verursachet, daß bey dem letztern, dem δ, der darauf folgende Ton, oder halbstimmige Buchstabe, durch die unten an den Oberzähnen mit einem Hauche abgestoßene Zungenspitze, geschärft anspricht, als: δὰ, δρὰ; bey dem ϑ aber zwischen der Zunge und den Oberzähnen gleichsam durchgeblasen gehört wird, als: ϑὰ, ϑρὰ.

Angenommen also, daß unsre Urväter D und Th zu sprechen wußten, ob ich schon glaube, daß sie das D nicht gerad wie Δ, sondern blos wie einen weichen Druck der Zunge hinter die Oberzähne haben hören lassen: so konnten sie, wenn sie ihren Gott nach dem griechischen ϑεὸς benennen wollten, dem Th

un=

unmöglich seinen Platz vergönnen, sondern mußten, um den Ton kraftvoll anheben oder anschlagen zu können, allerdings zu einer Verwandlung des Th schreiten, welches aber mit D, eben seiner Verwandtschaft wegen, nicht geschehen konnte, weil bey dem D, als einem weichen Drucke der Zunge hinter die Oberzähne, der Ton in seiner Ansprache gleichfalls verliert: folglich sie sich genöthiget sahen, zu dem T zu greifen, und es nicht allein im Anfange, sondern auch am Ende zu brauchen, um den Ton eu eben so stark anschlagen, als schließen zu können. Und so entstand denn das Wort, Teut, ein starker, kraftvoller Ton, womit sie ihren Gott laut und überlaut an- und ausrufen konnten.

Auch war die Verwandlung des Θ in T bey unsern alten Teutschen nichts fremdes; so wie sie auch Δ in T verwandelten, wenn sie die Stärke des Tones zur Absicht hatten: denn so machten sie aus θυγάτηρ Tochter, und aus Διάβολος Teufel. Sonst aber haben sie, blos

der

der Verwandtschaft wegen, in Wörtern griechischer Abknnft nie th mit d verwechselt, * so wenig als sie φ in f verwandelt haben: welches jedoch in wirklich teutschen Wörtern ** hernach geschehen ist, als man D und Th nicht mehr in der Aussprache zu unterscheiden wußte; so wie wir Oberteutschen den Unterschied zwischen D und T in der Aussprache nicht zu bemerken wissen, und daher beym dictiren ein weiches und hartes t rufen, inzwischen D und T in unsern Schriften genau beobachten.

Wenn demnach Teut aus Θεὸς entstanden, so ist gewiß, daß unsre Urväter diesem Worte keinen stärkern Ton verschaffen konnten, als eben durch das vor= und nachgesetzte T; und

wenn

* So schreiben wir Oberteutsche noch itzt: Thier, Thür, Thor, Thron: nicht aber Dier, Dür, Dor, Dron.

** Ehemals: ther, thiu, thaz, thienen, thegen, thing, thorf etc.

Itzt: Der, die, das, dienen, Degen, Ding, Dorf ꝛc.

wenn der Name Teut, als Name Gottes, bis auf unsre Zeiten geblieben wäre: so würde auch der An- und Ausruf, Teut, die itzige Schreibart, Deutsch, gewiß nicht haben aufkommen lassen.

Indessen gereicht es unsern Vorfahren zur größten Ehre, daß sie für den Namen, Teut, den Namen, Gott, annahmen, weil im letztern eine vollkommen schriftmäsige Idee liegt, nehmlich, der Begriff, gut, und woraus das Wort, Gott, mit Verwandlung des langen u in ein kurzes o, nebst dem Ersatze eines zweyten t, oder eines tt, so richtig, als vortrefflich abgeleitet ist, * und nach eben der Analogie, wie das Wort, Herr von hehr.

End-

* Τί με λέγεις ἀγαθόν; ἐδεὶς ἀγαθὸς, εἰ μὴ εἷς ὁ Θεός. — Was nennst du mich gut? Niemand ist gut, als nur der einzige Gott. Matth. 19. 17.

Soviel auch die griechischen Grammatiker in dem Worte ἀγαθὸς suchen, und es, weil sich

Endlich macht auch sehr wahrscheinlich, daß die Alten nicht Theud oder Deud müssen ge-

sich die Griechen statt der Ziffern der Buchstaben bedienen, wegen der Ebenzahl mit θεὸς, für ein dem Namen, Gott, völlig angemessenes Attribut halten: so scheint es doch immer ein Ding des Zufalles zu seyn; dagegen die Berechnung der Quantität nach Moren, und der Qualität nach Buchstaben allezeit wenig gesuchter ist, und in unserer Sprache beyde Wörter, gut und Gott, neben der Ebenzahl auch noch dieses voraus haben, daß das Prädicat jederzeit im Subjecte liegt, und dieses ohne jenes nicht gedacht werden kann.

Ebenzahl
der griechischen Wörter,
ἀγαθὸς und θεὸς:

ἀγαθὸς		θεὸς	
α . .	1	θ . .	9
γ . .	3		
α . .	1	ε . .	5
θ . .	9	ο . .	70
ο . .	70		
ς . .	200	ς . .	200
	284		284

Eben-

gesprochen haben, weil Tacitus, als ein Lateiner, der hart und weich wohl zu unterscheiden wußte, weder Theudones, noch Deudones, sondern Teutones schrieb: obgleich unser Grammatiker sagt, Tacitus sey ein Aus-

Ebenzahl
der teutschen Wörter,
Gut und Gott,
nach
Quantität und Qualität,
nehmlich, nach
Moren und Buchstaben:

Gu_t,	Gott.	Gut,	Gott.
$\frac{\cdot\,\cdot\,\cdot}{3}$	$\frac{\cdot\,\cdot\,\cdot}{3}$	$\frac{123}{3}$	$\frac{123}{3}$

Anmerk. Da das tt durch Verwandlung des langen u in ein kurzes o entstanden, das u aber im Sylbenbaue nur ein Buchstabe ist: so kann das tt auch nicht mehr, als einen Buchstaben machen, und muß demnach anders bey der Quantität, und anders bey der Qualität gerechnet werden, nehmlich, nach ersterer u und tt, jedes für zwey Moren, nach letzterer aber u und tt, jedes für einen Buchstaben.

länder und verstünde das Teutsche nicht.*)
Warum sollte er sich aber, als Geschichtschreiber, nicht um die Aussprache eines so wichtigen Wortes, den Namen einer ganzen Nation, bekümmert haben, da er so gar in dem Worte, Erde, welches die Alten Erthe schrieben, der Schreibart des Th treu blieb? Uebel genung, daß unser Grammatiker das Th für einen harten Buchstaben hält, der doch seiner damaligen Natur nach, so wie auch noch itzt bey den Griechen und Engländern, unter allen der gelindeste und weichste war; wie denn auch wirklich der dem Th folgende Vocal ganz und gar nicht gedruckt, sondern zwischen der Zunge und den Oberzähnen gleichsam durch geblasen gehört wird.

Bey solchem Wahne nun schließt er daher seinen ersten Beweis also:

„Kurz

*) Tacitus war ein Ausländer, der das Deutsche nicht verstund. — Des Grammatikers eigne Worte.

„Kurz, ich werde mich nicht eher bereden
„lassen, das Deutsche mit einem T zu
„schreiben, bis meine Gegner sich auch
„in dem Worte, Erde, wo Tacitus th
„gesetzet, dieses harten Buchstabens be=
„dienen. . . .

Diß aber würde den Gegnern leicht wer=
den, wenn wir, was unsre Vorfahren abge=
schafft, wieder einführen, das ist, wenn wir
das Th, das wir in so vielen Wörtern mit D
vertauschet haben, wieder annehmen und wie
vormals brauchen wollten: welches jedoch
nicht zu erwarten ist, da den Oberteutschen
schon der Unterschied zwischen D und T so
schwer wird, daß sie in der Aussprache drey
solche verwandtschaftliche Buchstaben, wie D,
Th und T sind, sollten bemerken und aus=
drücken lernen.

Unsre gegenwärtigen teutschen Redner, die
sich in der Aussprache auszeichnen wollen, un=
terscheiden zwar das Th von dem T: jedoch
der eigentlichen Natur dieses Buchstabens ge=

rad entgegen, und sprechen es härter als T; welches auch unsern Grammatiker verleitet haben mag, das Th einen harten Buchstaben zu nennen.

Jedoch, wenn von dem Worte Teutsch und dessen Ableitung die Rede ist, so müssen wir das Th seiner damaligen Aussprache nach, als den weichsten annehmen, und D und Th ihrer Verwandtschaft nach genau kennen, wenn wir uns mit Gewißheit überzeugen wollen, daß unsre Urväter ihren Gott Teut nennen mußten, wenn sie ihn mit Ausdrucke an= und ausrufen wollten.

Und überdiß kömmt auch dieser Ausdruck dem damalig wahren Charakter der Teutschen näher, die eine harte und rauhe Nation waren, und sich, als solche Männer, ganz gewiß nicht Deutsche, sondern Teutsche nannten.

Haben jedoch nachher die Teutschen in so vielen Wörtern D für Th brauchen wollen, so hatten sie in diesem Stücke ein Recht, ihre eignen Wörter nach einer, ihnen bequemen

und beliebigen Mundart zu schnitzeln: widerrechtlich aber ist es, ein so absichtlich gebildetes Wort umschaffen, und zugleich den ursprünglichen Character der teutschen Nation völlig verzeichnen zu wollen.

II. Beweis.

Dieser ist: die Aussprache lehret Deutsch, und nicht Teutsch schreiben.

Diesen Beweis nun hebt der Grammatiker so an:

„Ich komme zur zweyten orthographi„schen Regel, daß man sich in der Recht„schreibung nach der Aussprache und „deren Gehör richten müsse. Sonst „wird dieser Grundsatz nur alsdann ge„brauchet, wenn man aus der Abstam„mung des Wortes nichts rechtes be„stimmen kann: allein es ist desto besser, „daß ich in der vorhabenden Frage mich „auch dieses Grundes, zur Bestätigung „meiner Meynung, bedienen kann.“

Und nun führt er an:

Schlesien, Brandenburg, Preußen, Pommern, Mecklenburg, Hollstein, Lüneburg, Magdeburg, Halberstadt, Braunschweig, Hannover, Westphalen und Ostfrießland, wie auch Mannsfeld und Anhalt, die alle Deutsch und nicht Teutsch hören lassen.

Bey weniger Zuversicht könnte man vor so einer Menge, jedoch mit recht gutem Bedachte ausgedehnten Menge von Landschaften und Städten, leicht den Muth verlieren: diß aber soll nicht, und man wird nur mit so mehrerer Dreistigkeit behaupten, daß man, nach einmal angenommener Ableitung, Teutsch sprechen und schreiben müsse, wenn auch noch einmal so viele Städte und Provinzen Deutsch sprächen und schrieben.

Wenn der Grammatiker sagt, daß man sich in der Rechtschreibung nach der Aussprache und dem Gehöre richten müsse; wenn er sagt, daß sonst dieser Grundsatz nur alsdann gebraucht

braucht werde, wenn man aus der Abstammung des Wortes nichts rechtes bestimmen könne: so scheint er, sich wirklich selbst im letzten Falle zu befinden, und zu fühlen, daß es ihm mit seiner Ableitung wohl nicht so recht gelungen: denn der zweyte Beweis wäre allerdings nicht nöthig, wenn der erste seine Wirkung thäte. Wer merkt aber nicht, daß er durch die vielen angeführten, und in Städte aus einander gestellten Landschaften seinem ersten Beweise Ansehen und Gewicht zu geben sucht?

Und wirklich bekömmt auch dadurch die Sache einigen Schein; ich sage Schein, denn Vielheit oder Menge kann immer noch nicht entscheiden. Es kömmt hier vielmehr auf die Ursachen an, die den ganzen Haufen so zu sprechen und zu schreiben veranlasset haben. Da nun gleichwohl so manche unsrer teutschen Gelehrten, besonders die Geschicht- und Erdbeschreiber, nicht Deutsch, sondern immerfort Teutsch schreiben: so müssen sie auch wohl ihre

Ursachen haben, warum sie dem großen Haufen nicht folgen wollen.

Diese Ursachen nun muß der Grammatiker untersuchen, und nach der Wichtigkeit derselben entscheiden: nicht aber der größern Parthey Recht geben, weil sie die größere ist, und der kleinern Unrecht, weil sie die kleinere ist. Denn die Regel, daß man sich in der Rechtschreibung nach der Aussprache und dem Gehöre richten müsse, geht nicht sowohl den Grammatiker oder Lehrer, als vielmehr den Schüler an, der blos befolgen, nicht aber selbst Urtheilssprüche abfassen soll; er soll zeichnen lernen, was er hört, jedoch nicht ohne Einschränkung, das ist, wie ers allgemein hört, sondern wie es mit der feinen und richtigen Mundart, die man ihn vorher gelehrt hat, übereinkömmt.

Weiter sagt der Grammatiker:

„Da Oberdeutschland, oder die mittäg-
„lichen Landschaften von Deutschland,
„weich und hart, und b und p, d und t
„in der Aussprache nicht zu unterscheiden
„wissen:

„wissen: so haben sie folglich in Ent-
„scheidung dieser Frage von rechtswegen
„gar keine Stimme. Allein zu allem
„Glücke brauchen wir dieselben nicht.
„Genug, daß uns die Niedersachsen, fast
„wider ihren Willen mit ihrer Aussprache
„zu statten kommen.“

Und nun führt er einige solcher niedersächsischen Schriftsteller an, und glaubt hiermit völlig gesiegt zu haben, wenn er sagt:

„Und da wir noch von den Hochdeutschen
„die meisten Schlesier, und einen guten
„Theil der Obersachsen auf unsrer Seite
„haben: so ist es wohl außer Zweifel,
„daß unsre Meynung durch die Aus-
„sprache vollkommen erwiesen sey.

Es ist nur kurz vorher gesagt worden, daß die Menge oder Vielheit zur Hauptsache nichts thun könnte, und wirkliche Ursachen entscheiden müßten, woran es Oberteutschland auch nicht fehlt: folglich, als Sprecher, nicht ausge-

schlossen

schlossen werden kann. Ferner wissen wir, daß die Niederländer alle th in d umgeschaffen, weil sie letztere ihrer Mundart bequemer fanden: da sie nun also auch die Wörter griechischer Abkunft, die wir noch immer mit th zeichnen, mit d schreiben, und, unsrer Rechtschreibung nach, das d unrichtig brauchen, wie der Grammatiker selbst in der zweyten Regel seiner Grammatik sagt: „das Th muß man in allen deutschen Wörtern, wo es gewöhnlich ist, behalten, wenn es im Plattteutschen das d ausdrücken muß —" wie, sage ich, können nun also diese Platt-Teutschen als Sprecher gelten, und ihre Schreibart unserm Grammatiker zum Beweise dienen?

Auf der vorstehenden Seite der angeführten Regel sagt er ja selbst:

„Man bemerke ferner, daß in allen grie-
„chischen Wörtern, die mit Θ anfangen,
„und im Deutschen gewöhnlich sind, in
„der plattteutschen Sprache ein d beliebt

„wor-

„worden, * z. B. von θυγατηρ Dochter,
„von θηριον Deer, von θυρα, Door, Döre;
„aber im Hochdeutschen mehrentheils ein
„Th geblieben: als Thier, Thor, Thüre
„u. dergl.

Warum mag wohl der Grammatiker im Hochteutschen Tochter weggelassen, und, seiner Schreibart nach, völlig übergangen haben? Ist diß T nicht auch aus Θ entstanden? Warum wir in dem Worte, Tochter, das Th in T verwandelt, und das D nicht auch dafür eingeführt haben, diese Untersuchung kömmt bey ihm nicht in Anschlag, welche doch, wenn sie vorausgegangen wäre, von weit wichtigern Folgen gewesen seyn würde, als die Auffindung der niederländischen Schriftsteller, die doch weiter nichts zur Ursache haben, als: es hat uns so beliebt — wie sich kurz vorher der Gram=

* Sollten wohl die Platt=Teutschen diese Wörter, als Wörter griechischer Abkunft gekannt haben?

Grammatiker von seinen Platt-Teutschen selbst ausdrückt. Weil es demnach andern so beliebt, so kann es uns ja wohl auch erlaubt seyn, Teutsch und nicht Deutsch zu schreiben, weil wir nicht blos belieben, sondern auch gegründete Ursachen dazu haben.

Endlich setzt er seinem zweyten Beweise hinzu:

„Die Holländer schreiben unsern Namen „Duytsch, und die Engländer nennen „eben die Niederländer the Dutchmen, „ohne Zweifel, weil der Laut ihrer Aus- „sprache es so mit sich bringt. So sehr „sie also von der heutigen oberdeutschen „Sprache abweichen: so helfen sie uns „doch die rechte Kraft und den eigent- „lichen Ton des alten Th in Theotisc „bestimmen und bestätigen.“

Aber was thun denn die Holländer und Engländer mehr, als was Tacitus that? Sie drücken aus, was sie bey den Niederländern hören: und das that der Lateiner auch, und

nennte

nennte deswegen, so wie Cicero, die Teutschen Teutones. Warum will man jedoch dem Tacitus nicht eben die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und ein eben so gutes und richtiges Gehör zutrauen, wie den Holländern und Engländern?

Allein den Dänen geht es auch nicht besser, eben weil sie uns Tydske nennen, und nicht, wie die Niederländer, das Weiche lieben: daher auch der Grammatiker, nachdem er einige Wörter aus ihrer Sprache angeführt, worinnen sie statt des D ein T schreiben, * seinen zweyten Beweis mit diesen Worten schließt:

„Wir sehen also, daß diese harte nordi-
„sche Aussprache uns nicht berechtigen
„kann, ihrem Exempel im Hochdeutschen
„zu folgen.“

Und eben so können uns auch die Niederländer, die es nicht weniger mit dem D über-

treiben,

* Statt Dirne, Terne, statt Diener, Tiener, statt dritte, tredie ꝛc.

treiben, als die Dänen mit dem T, vermögen, ihrem Beyspiele zu folgen; nein! nie werden wir zu geben, daß sie mit ihrem so oft gemisbrauchten D den eigentlichen Ton (vielmehr Aussprache) des alten Th in Theotisc bestimmen und bestätigen sollen.

III. Beweis.

Die Gewohnheit bestätiget eben diese Schreibart.

Auch dieses Beweises hätte der Grammatiker überhoben seyn können, wie er auch selbst eingesteht, als:

„Zum dritten ist noch die Gewohnheit im „Schreiben übrig, die gleichfalls einen „Grund in der Orthographie abgiebt, „wenn man die Frage nicht anders entscheiden kann. Ich will zum Ueberflusse auch diesen zu Hülfe nehmen, „meine Meynung zu bestärken; ungeachtet

„achtet ich ihn nach dem, was bereits ge-
„sagt worden,*) gar nicht nöthig hätte.“

Allein, wenn die Gewohnheit im Schreiben einen Grund in der Rechtschreibung ausmachen soll: so muß auch die Gewohnheit selbst ihren Grund, und so einen Grund haben, der dem Geiste und der Analogie der Sprache entspricht. Ist diß nicht, und schreibt jeder, wie es ihm beliebt: so können auch Schriften aus solchen Zeiten nichts eigentliches bestätigen, und höchstens nur darzu dienen, um zu zeigen, wie wenig grammatische Richtigkeit es damals gab, und wie Gewohnheit das eine widerrechtlich verdrängte, und das andre eben so widerrechtlich einführte.

Wenn sich nun der Grammatiker auf ein ganzes Heer von Dichtern und Schriftstellern beruft, die er aus den Zeiten von 1520. bis 1695. aufgefunden, und die alle deutsch und nicht

*) Vielmehr: hätte gesagt werden sollen.

nicht teutsch geschrieben haben: so kann ihm dieses zu seiner Rechtfertigung wenig oder gar nichts dienen.

Denn einmal: weil man nur gar zu wohl, und aus den lauten Klagen jener Zeiten selbst weis, was für entsetzliche Barbarey in der teutschen Sprache und deren Schreibart besonders herrschte, und die Poeten zuverlässig nicht wußten, warum sie so, oder so schrieben, wie der Grammatiker selbst bekennt, daß man an Benj. Neukirch einige Unbeständigkeit in der Schreibart, deutsch, bemerkt habe.*)

Und wieder: weil er auch sagt, daß eine weit größere Menge teutsch geschrieben habe, und von welchen Scribenten er gleichwohl nicht einen einzigen anführt, vielmehr verächtlich und

*) Die eignen Worte des Grammatikers sind: An Benj. Neukirchen wird man vielleicht einige Unbeständigkeit wahrgenommen haben: allein es ist genug, daß er nicht völlig auf der Parthey meiner Gegner ist ꝛc.

und aus einem nichtigen Grunde alle verwirft, wenn er sagt:

„So wenig nun dieses diejenigen Bü-
„cher alle sind, die ich für meine Mey-
„nung anführen könnte: so wenig begeh-
„re ich zu läugnen, daß eine weit größere
„Menge der widrigen Schreibart beyge-
„fallen ist. Allein was für Schriftstel-
„ler waren es? Solche, die es auch in
„trucken, tichten, tumm u. d. m. alle-
„mal brauchten, darinnen ihnen gewiß
„niemand nachfolget.

Aber war man denn nicht in diesen Jahrhunderten für die weichen Drucke der Zunge und der Lippen so sehr eingenommen, daß man nicht allein das T in D, sondern auch das P in B in den meisten Wörtern verwandelte? Schrieben unsre Vorfahren nicht: Puch, Praunschweig, pillig, geporen ꝛc.? Kann man es also diesen Schriftstellern zu einer grammatischen Sünde machen, daß sie ihren Vorfahren nachschreiben wollten, die vielleicht, wie die

Lateiner durch das p in premere, eben so durch das t in trucken einen der Idee angemessenen Ausdruck beabsichtiget hatten? Denn trucken ist doch allemal dem Begriffe angepaßter, als drucken? So wie man auch viel auffallender und nachdrücklicher einen einen tummen Kerl schelten kann, als mit dem weichen Drucke d.

Ungerecht also ist es, diese Schriftsteller deswegen herabwürdigen und ausschließen zu wollen, weil sie der alten Schreibart folgten, und das T dem D mit Grunde vorzogen; und noch einmal ungerecht, weil es doch von solchen Schriftstellern, die der Grammatiker für sich anführt, ebenfalls, und sogar in den angegebenen Beyspielen geschehen ist.

So schreibt z. B. Hugo von Trymberg, *) den er aus dem XIV. Jahrhunderte zur Bestätigung

*) In der Vorrede zu Gellerts Fabeln steht eine Erzehlung von diesem Trymberg, worinnen mehr, als einmal das Wort Teutsch, und nicht Deutsch vorkömmt

tigung der Schreibart, deutsch, anführt, ebenfalls, statt dichten, tychten; und Thomassin Verrere aus dem XIII. Jahrhunderte statt geberen, geporen. — Aber was thut das? haben sie doch Deutsch, und nicht Teutsch, folglich für und nicht wider ihn geschrieben!

Es ist ganz und gar nicht zu läugnen, daß die Schreibart in diesen Jahrhunderten höchst zweifelhaft und regellos war, und die Schriftsteller mehr Barbarey, als wirklich grammatische Kenntnisse zu verstehen gaben; kurz, daß sie die Sprache mehr verdunkelten, als aufklärten, den Sprachgeist schlechterdings nicht verstanden, und nach und nach völlig unterdrückten: folglich auch keineswegs als solche Orthographen gelten können, deren Ansehen die Meynung des Grammatikers mit Grunde rechtfertigen könnte; vielmehr durch ihre nach und nach widerrechtlichen Verwandlungen des T und P in D und B offenbar wider ihn zeugen, und mehr als wahrscheinlich machen, daß es mit dem T in Teut eben so gegangen sey.

Denn, völlig unbekannt mit der Natur der Töne und Laute, wie leicht konnten sie da nicht aus dem kraftvollen Tone, Teut, einen völligen Mißton, Deud, und aus Teutschen Deutsche machen?

Endlich, nachdem der Grammatiker so viele Dichter und prosaische Schriftsteller für seine Meynung angeführt hat, wendet er sich noch am Schlusse zu unsern Theologen, und will durch eine Fackel seine Meynung so glänzend, als möglich, darstellen. Jedoch Schade, daß sie nicht mehr, als einen einzigen Punkt beleuchtet, der die Regel ist:

„Man schreibe, was man hört.“

Denn ist das etwas anders, wenn es heißt: „Die Deutschen sollen ihren Gott mit dem „Namen Deud oder Důd benennt haben, „und die Geschichtschreiber schreiben dieses Wort auch mit T, Teut: allein die „noch fortwährende Aussprache zeuget,

„daß

„daß man Deud *) oder Düd sagen
„müsse?" —

ist, sage ich, diß etwas anders, als: das D wird nun einmal gehört, und weil es gehört wird, muß es auch recht seyn? bleibt nicht allezeit noch die Frage übrig: aber warum spricht denn der eine Theil D, indem der andere, nebst den Geschichtschreibern, T schreibt? Wird die Antwort nicht seyn, weil jener ein D anzunehmen beliebt, dieser aber ein T fortzuführen für richtig findet?

Zugegeben, daß die Oberteutschen D und T, B und P in der Aussprache nicht zu unterscheiden wissen: so drücken sie doch, was sie durch den Mund nicht vermögen, durch die Feder aus, und geben hiermit ihrer Schreibart Richtigkeit und Festigkeit, welches ihnen allezeit mehr Ehre macht, als wenn sie sich vom Hören und Sagen hätten umstimmen lassen.

*) Wenn es so ist, warum schreiben sie denn Deutsch und nicht Deudsch?

Denn so kann nun ein und für allemal die Schreibart, Deutsch, nicht gründlich gerechtfertiget werden, und man mag es entweder aus dem hebräischen Dûd, das einen Anverwandten, Freund und Liebhaber bedeutet, oder von dem griechischen θεός herleiten wollen, weil erstlich, die Zeichnung, Deud, einen völligen Miston macht, und dieser Ton den Namen eines Gottes schlechterdings nicht ausdrücken kann; zweytens, weil die Verwandlung des θ in δ bey den alten Teutschen nicht gewöhnlich war, aber wohl die Verwandlung des δ und θ in T, wenn sie für dieses und jenes Wort einen dem Begriffe angemessenen Ton haben wollten, und welches bey dem Worte, Teut, gerad der Fall war.

Dieß also mag die Ursache der Oberteutschen, so wie auch der Geschicht- und Erdbeschreiber überhaupt, seyn, warum sie Teutsch und nicht Deutsch schreiben — Der Gegentheil aber hat blos für sich, weil er es gegen-

wärtig

wärtig so hört, und weil man willkührlich das t in d zu verwandeln beliebt hat.

Käme es auf weniger, als den Namen der Teutschen an, so könnte man diß Wort, gleich andern, laufen lassen: aber so liegt dem Namen und Charakter unsrer Nation zugleich daran, und so mancher oberteutsche Mann mag durchaus nicht ein Deutscher, sondern ein Teutscher heißen.

Eben so würde man auch wider die eingeführten å in nåhen, nåhren, wåhlen und zåhlen nicht haben reden dürfen, wenn nicht hiermit die richtige Ableitung sowohl, als der vernünftige Ideengang völlig über den Haufen geworfen würden.

Endlich, da unser Grammatiker so viele Schriftsteller für seine Meynung angeführet hat: so halt' ichs für Schuldigkeit auch einige, jedoch bewährte und glaubwürdige Männer für mich und meine Rechtfertigung anzuführen, als:

I. aus ältern Zeiten

D. Caspar Hedion und Sebastian Helber. Erster hat den Josephum ins Teutsche übersetzt, und heißt auf dem Titelblatte:

„durch D. Caspar Hedion verteutscht.
„Getruckt zu Straßburg M. D. LIII.

Letzter gab heraus ein teutsches (nicht deutsches) Syllabar = Büchlein, zu Freyburg im Vochtlande, Anno cIↄ Iↄ VIIC.

Von diesem Verfasser sagt der Grammatiker in seiner Sprachlehre, (als er aber vielleicht noch nicht im Sinne hatte, wider das Wort Teutsch zu Felde zuziehen):

„Niemand hat die Rechtschreibung mehr
„nach den verschiedenen Mundarten zu
„bestimmen gesucht, als Sebastian Hel=
„ber rc.“

Wenn es nun so ist, so muß des Helbers Rechtschreibung in dem Worte, Teutsch, nicht weniger bestimmt, und Helber, wider Willen des Grammatikers, ein Zeuge gegen die weiche Parthey seyn.

II. aus

II. aus neuern Zeiten:

Johann Matthias Geßner, ein Mann von öffentlich anerkannten Verdiensten, schreibt in seinem Universal-Lexico, herausgegeben zu Leipzig cIↄ Iↄ CCXXXIII, Teutsch; ferner: nehen, nehren, wehlen und zehlen. Imgleichen M. Johann Georg Hager, ebenfalls ein großer Schulmann, schreibt, nach Gewohnheit der Geschicht- und Erdbeschreiber, nicht von Deutschland, sondern von Teutschland;

und III. aus den neuesten, oder gegenwärtigen Zeiten

könnte ich die ersten Köpfe Teutschlandes, die immer Teutsch fortgeschrieben, anführen: nach diesem, ihnen gemachten Complimente aber, darf ich es nicht wagen, ihre Namen herzusetzen; gnung, daß sie den wahren Gelehrten mehr, als zu bekannt sind: die Aftergelehrten und Pedanten aber sollen ihre Namen zur Strafe nicht erfahren.

Würde

Würde ich nun die Ursachen unsrer neusten Gelehrten getroffen haben, so würde es mir ungemeine Freude machen: sollten sie aber andere, mir unbekannte Ursachen haben, warum sie bey der Schreibart, Teutsch, stehen bleiben, so wünschte ich sehr, sie zu erfahren, um sie seiner Zeit benutzen zu können; wie ich denn auch jedem herzlich danken werde, der mir, als Kunstfreund, zu diesem oder jenem Aufschlusse verhelfen, oder auch eine Belehrung geben wird.

Indessen glaube ich, mit dieser Abhandlung kein Geschwätz, sondern eine wirkliche Rechtfertigung der Schreibart, Teutsch, geschrieben zu haben; und nur derjenige soll und wird mich widerlegen, der mir Deud mit einem überlauten, durchgehenden Tone ausrufen kann. Dafür aber ist mir die Unmöglichkeit Bürge, und nie kann und wird der Ton, Deud, nur zur Hälfte ausrichten, was der Ton, Teut, mit blos mäsiger Stimme gesprochen, ganz vermögen wird. Diß nun ist auch der stärkste und

auf=

auffallendste Beweis, daß, nach angenommener Ableitung, die alten Teutschen ihren Gott nicht Deud nennen konnten, und daß wir, die wir ihre Nachkommen seyn wollen, uns nicht Deudsche, oder Deutsche, sondern eben so, wie sie, Teutsche nennen und schreiben müssen.

Und so wäre denn hiermit, nach der Ableitung von dem griechischen θεός, die Schreibart, Teutsch, völlig gerechtfertiget, und zugleich die Wahrheit bestätiget, daß der Grammatiker bey solchen Entscheidungen nicht seinen Sinnen allein, sondern Verstande und Sinnen zugleich folgen müsse.

Wollte man inzwischen diese Ableitung für zu gesucht halten, hingegen für natürlicher und wahrscheinlicher finden, daß die Teutschen, ohne das griechische θεός zu beabsichtigen, ihren Gott mit einem ursprünglich teutschen Worte, nehmlich Teut, lateinisch Teuto, genannt hätten; oder aber, daß sie von ihrem Könige Teuto, der gleich nach dem Tuisco regierte, den Namen, Teutsche, angenommen hätten:

so

so wäre es um so erwiesener, daß es mit dem Worte, Teutsch, eben so, wie mit andern Wörtern, worinnen man aus Weichsucht das T in D verwandelte, gegangen, und Teut das ursprüngliche und ächte, Deud hingegen ein verpfuschtes und völlig verzeichnetes Wort sey; kurz, ein Wort, welches die Alten nicht sprechen, folglich auch nicht schreiben konnten.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

XX VII.88
VII.90

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schocher, Christian Gotthold,

Rechtfertigung der Schreibart: Teutsch

Leipzig 1793

L.germ. 238
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10584333-9
VD18 1454542X-001